

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 12 (1908)

Artikel: Neue Bücher von Isabelle Kaiser und Ernst Zahn
Autor: M.W.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-576382>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

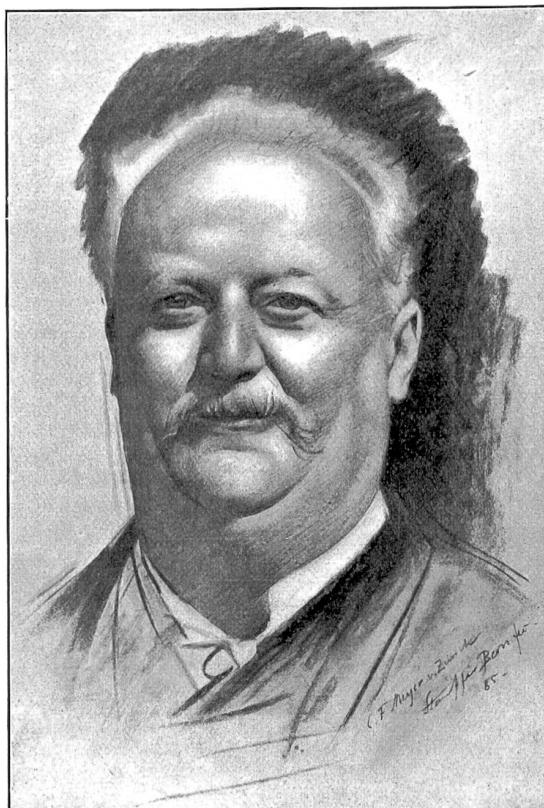
Download PDF: 16.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

tisierenden Art — und dazu mit großem Wohlwollen, wie denn das Wohlwollen nach einem eigenen Eingeständnis ihn leicht zu bestechen vermochte. Sonst entwickelte Meyer seine künstlerischen Grundsätze nur im Gespräch, konnte aber hierbei (wie dies Adolf Frey in seiner Biographie sehr drastisch erzählt) aus seiner gewöhnlichen Zurückhaltung heraustratend mit gründlichen Auseinandersetzungen und feinen Anmerkungen überraschen. Den Grund dieses kritischen Unvermögens erblickt Adolf Frey in einer bei den großen Produktiven oft wiederkehrenden Art von Besessenheit: sie sind von ihren Werken zu sehr erfüllt, als daß sie sich in andere dauernd versenken könnten. Und in der Tat findet diese Ansicht in einem nachdenklichen Wort Meyers — wie so manches in der Biographie Freys Gesagte — eine Bestätigung: „Die Sache ist“, so äußert er sich einmal über das Verhältnis von Künstler und Kritiker, „daß von den namhaften Schriftstellern jeder so voll von sich selbst ist, daß ihm jedes liebevolle oder auch nur gerechte Eingehen auf Fremdes eine schmerzhafte Bewegung ist.“ Vielleicht aber steigerte dieses völlige Erfüllsein von den Eindrücken des eigenen Genius sich unserem Dichter auch zu jener religiös-andachtsvollen Ahnung höherer Herrlichkeiten, der gegenüber all Menschenmüh'n und Menschenwerk in einer so ohnmächtigen Kleinheit erscheint, daß sie eine dauernd ernsthafte Betrachtung nicht recht zuläßt: „Die Fülle der großen, ewigen Dinge um uns her ist ja derart“, läßt Adolf Frey ihn sagen, „daß alles, was wir tun und unternehmen, dagegen verschwindet...“ Es war zuviel große Resignation und auch wiederum ein zu hoch hinaufstrebender idealer Zug in Conrad Ferdinand Meyer, als daß er in der hochnotpeinlichen Abwägung der literarischen Gegenwartsscheinungen — und alle Kritik, die zunftmäßige zumal, ist ein hochnotpeinliches Verfahren — ein dauerndes Genügen hätte finden können.

Obwohl also Meyers Innere zu voll von sich selbst und auch zu weit und groß angelegt war, als daß er ein Kritiker hätte werden oder sein können, so konnte er doch, zumal im briefl. Ität hervor und gewinnt durch ihre Ehrlichkeit.“

(Schluß folgt).



Conrad Ferdinand Meyer.
Nach Zeichnung von Karl Stauffer-Bern (1885).
Bgl. „Die Schweiz“ X 1906, 6.

lichen Verkehr, mit wenig Worten über Kunstwerke und Persönlichkeiten trefflich kennzeichnende Urteile abgeben. So, wenn er Paul Heyse „viel Grazie und deutsche Grazie“ nachdrückt, so, wenn er Wildenbruch „einen guten Jungen mit Blut in den Adern“ nennt, wenn er Dostojewskis „Verbrechen und Strafe“ als ein „frankhaftes Meisterstück“ bezeichnet, woraus „ein Gesunder unendlich viel lernen, eigentlich Anatomie studieren“ könne, und wenn er Mozarts Musik als ein „süßes Feuer“ empfindet und in derjenigen Beethovens „eine Gewalt und Steigerung“ sich aufzubauen hört, die ihm „mit tausend Jungen predigt, was Stil ist“.

Am einlänglichsten beschäftigt sich Meyer wohl mit seinen Landsleuten: Adolf Frey, Gottfried Keller, J. B. Widmann und Carl Spitteler. Von allen am nächsten steht ihm Adolf Frey, sein Kritiker, der ihm am liebenvollsten und eifrigsten seine poetischen Gestaltungen beurteilt. Meyer erwidert diese Liebe mit dem ganzen Enthusiasmus seines tiefeingesessenen Wohlwollens und nimmt an den wissenschaftlichen wie an den poetischen Schöpfungen des Jüngern wärmsten Anteil. Sein Urteil über Freys Gedichte lautet: „Ich habe eben Ihre Sammlung durchlaufen und muß Ihnen doch gleich mit einer freudigen Zeile sagen, daß sie mir, Lyrik und Epik, einen vollen und bedeutenden Eindruck macht; zuerst den der Wahrheit und dann auch, wie Sie selbst sagen, den des Glanzes und der Stärke... Zuerst zu der virtuosen Form. Eine Mannigfaltigkeit von Klang und Farbe! Von dem eisernen Tritt bis zu der größten Anmut, von der böcklinischen Landhaft bis zu der Holländerei. Was den Gehalt betrifft, ist wohl das Lyrische gleichwertiger als das Erzählende. Einige Balladenmotive scheinen mir nicht zu voller Gestaltung gekommen zu sein... In der Lyrik ist das Schönste und Greifendste! Das Leitmotiv: der Umgang mit dem Tode, wird angenehm variiert von der Tanzlust und der Kriegslust. Letztere ist echt schweizerisch und tut sehr wohl. Summa: aus dieser Lyrik tritt eine unverstellte Individua-

Neue Bücher von Isabelle Kaiser und Ernst Zahn.

Das neue Buch unserer populärsten Schweizerdichterin „Die Friedenssucherin“, das den Untertitel „Roman aus dem Leben einer Frau“ trägt*, ist ein Tagebuch in drei Teilen. Kein fingiertes Tagebuch; denn, wenn auch die äußere Form das Kunstwerk erkennen läßt, inhaltlich ist dieser Roman Wirklichkeit und seine Helden niemand anders als die Dichterin selbst. Mit der ganzen natürlichen, fast rührenden Offenheit, die ihr eigen ist, läßt uns Isabelle Kaiser dies durch einen spinnwebdünnen Schleier harmloser Verhüllungen hindurch deutlich genug

* Köl n. M., Verlag und Druck von J. P. Bachem (1908). Brosch. M. 3.—, geb. M. 4.—.

erkennen. Das Buch ist eine Lebensbeichte, ein Glaubensbekennnis, und weil es das Geständnis eines tiefen und reifen und unendlich reinen Menschen ist, muß es auch ein gutes und erhebendes Buch sein. Was wir von der Dichterin Isabelle Kaiser wissen, daß sie ihre Kunst aus träumerischen, fremdartigen Welten mehr und mehr auf kräftigen gefundenen Heimatboden und in eine helle bergwürzige Luft getragen hat, lernen wir in diesem Buche im Miterleben menschlich verstehen: die innerlich Zerrissene, körperlich und seelisch zum Tode Ermatte findet in der gesunden und herben Einsamkeit, in der Berührung mit schlichten, armen, wirkenden und leidenden Menschen und in der

Hingabe an die diesen einfachen Menschen entsprechende Religionsform des Katholizismus Gesundheit und Tatkraft und den inneren Frieden. So der Inhalt des Buches. Es ist aber nicht nur ein Bekennnis, es ist auch ein Hohelied der Einsamkeit, jener tatkräftigen und lebendigen Einsamkeit, die den Menschen stark, froh und gut macht, und dies liest sich wundersam erfreulich in einer Zeit, wo man immer alles gesehen, alles erlebt haben sollte.

Die „Friedenssucherin“ wäre dazu geschaffen, mancher bangen, durch das Schicksal getrübten Frauenseele Klarheit und Erlösung zu bringen.

Und nun neben diesem allersubjektivsten Frauenroman die rein epischen, tendenzlosen Erzählungen in Ernst Zahns neuem Novellenbuch „Die da kommen und gehen!“^{*)} Es ist ein eigentümlich stilles Buch — die letzte Novelle „Die Sägerei von Mariels“ ausgenommen, die eine leidenschaftlich bewegte Handlung hat und einen Zug ins Romantische und Romanhafte, den wir sonst an Zahn kaum kennen — und ein merkwürdig stolzes und starkes Buch ist es. Was Zahn gelegentlich von dem düstern Lande sagt, in dem er lebt, daß die Einheimischen gleichsam Stärke daraus saugen, das könnte man füglich auch von diesen Erzählungen sagen (unter denen wir besonders die ganz schlichten und kleinen hervorheben möchten): „Die Begegnung“, „Der Unglücksjenn“, „Die Hege“; denn es liegt in ihnen ein tiefer Ernst, und eine große sittliche, reizende Kraft geht von ihnen aus. Da aber die Philosophie in Zahns Werk ganz natürlich und unabsichtlich zum Ausdruck kommt, erscheinen seine Erzählungen völlig tendenzlos. Ernst Zahn gestaltet nur, er predigt niemals. Und er tadelt nie; auch wenn er in diesem Buch immer wieder mit eindringlicher Strenge auf das Grundübel der Menschen hinweist, auf die Gnäherzigkeit und die nörgelende Mischung, auf Klatsch- und Verkleinerungs- und Verleumundungssucht, so ist doch in allem die große Menschenliebe des Dichters, die immer versteht und die das Lebel durch seine Folgen sich selbst richten läßt. Nur an einem einzigen Orte fühlt man etwas wie Spott, in der kleinen feinen Erzählung „Ein kleiner Frühling“, wo Zahn von der steifsteinenen

^{*)} Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlags-Anstalt (1908). Geh. Mf. 3.50, geb. Mf. 4.50.

Rüchternheit des altbürgerlichen Zürcherzopfes spricht; diese kleine Ausnahme aber wirkt ungemein erfreulich bei dem Autor der Novelle „Keine Brücke“^{**)}.

Mit der ihm eigenen Plastik stellt Zahn die Menschen, die er so ganz kennt, weil ihm die Liebe die Augen für alle menschlichen Dinge geöffnet hat, vor uns hin: seht, so sind sie, tun Böses und wissen es nicht, sind Helden, und keiner ahnt es, und sind glücklich dort, wo sie in schlichtem Verzicht ein lockendes Glück von sich weisen. Das Evangelium der starken Selbstüberwindung klingt uns überall aus Zahns Werk entgegen, und auch dieses liest sich wundersam erhabend in einer Zeit, wo von unbeschränkten Individualitäten und grenzenlosem Sichausleben soviel geredet wird.

Die Heldin des durch und durch weiblichen Romans von Isabelle Kaiser findet Stärkung und Frieden in der Hingabe an eine unfassbare, mystische Macht, in einer naiven und ekstatischen Religionsübung. Ganz anders die Helden in diesem „Buch von Menschen“, wie Zahn seine Novellensammlung nennt. Als Marianne Denier, die Heldin der ersten Novelle des Buches, eine Reformierte, in ihrer Herzensnot zu dem Geistlichen ihres katholischen Ortes geht und dieser für die Bedrangte nichts anderes hat als einen harten Tadel und den kalten Hinweis auf die wundertätige Kraft des katholischen Glaubens und des Gebetes, das jede Sünde erstickt, findet die einfache Frau das mutige Wort: „Ihr könnt mir nicht helfen, Pfarrherr ... Ich bin in mir selber frank! Jetzt fühle ich, daß ich auch aus mir selber geführt werden muß. Aus mir muß der Herrgott kommen, aus mir selber, der mir über das hinweghilft, was mich quält und mich gelüstet und mich hungrig! Was hilft mir das Schreien um Hilfe, wenn ich die leibliche Kraft nicht habe!“

Es ist ein stolzes Wort. Der Dichter hätte seinem Volke kein besseres geben können. Und wenn man sich nun vorstellt, wie ungeheuer groß der Leserkreis ist, der jedes neue Buch von Ernst Zahn mit Jubel begrüßt, so muß man eine helle Freude empfinden beim Gedanken, welch große ethische und erzieherische Macht das Lebenswerk unseres Dichters der Urneralpen bedeutet.

M. W.

^{**)} In „Firnwind“, Deutsche Verlags-Anstalt (1906).

Neue Schweizer Lyrik.

Mit drei Bildnissen.

Nachdruck (ohne Quellenangabe) verboten.

Trotzdem zwei der bedeutsamsten und wertvollsten Gedichtbücher dieses lieberreichen Jahres, Professor Dr. Adolf Freys willkommene und beträchtlich vermehrte Neuauflage seiner trefflichen „Gedichte“ (Verlag H. Haefel, Leipzig 1908) und Isabellas Kaisers deutsche Liedersammlung „Mein Herz“ (Verlag J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger, Stuttgart und Berlin 1908), in unserer Zeitschrift bereits von sachkundiger Seite eine eingehendere Würdigung erfahren haben, bleibt dem Berichterstatter für seine diesjährige Uebersicht über die lyrische Produktion der deutschen Schweiz noch ein ganz ansehnliches Häuflein von Liedkunstschöpfungen übrig, das ihn an seine nicht immer so leichte Pflicht liebvoller Beurteilung und freundlicher Beachtung erinnert. Und der Referent über all diese künstlerisch wohlgefügten oder zum mindesten doch immer recht wohlgemeinten Liederspenden befindet sich dabei oft in einer ähnlichen Lage, wie der ritterliche Minnesänger der „guten alten Zeiten“ des Mittelalters, der streng und genau zwischen seinen poetischen Liebesdiensten zu unterscheiden wußte, jenachdem seine Huldigungslieder der trübslichen Muse seiner „hohen“ oder seiner „nie deren“ Minne geweiht waren. Im ersten Falle durfte er den Namen der hochgestellten Angebeteten schamhaft verschweigen, im letztern wurde er dagegen frisch und lecklich genannt und der ganzen Welt im launigen Liede preisgegeben. Wie oft schon hat sich der Verfasser dieser Zeilen, wenn er die lyrischen Jahres-

leistungen und die vaterländische Dichtungsernte zu besprechen und öffentlich zu beurteilen hatte, gewünscht, er dürfte es, freilich dann gerade im umgekehrten Sinne, mit den Erzeugnissen der Liedkunst hoher und geringerer Art und ihren jeweiligen Urhebern ebenso machen; es ist dann aber — ob leider oder glücklicherweise, wagt er selber nicht zu entscheiden — jedesmal nur einer jener frommen Wünsche geblieben, die sich ja bekanntlich niemals zu erfüllen pflegen. Da also aus dem schönen Traum des Berichthebens der dichterischen Sünden poststreichlicher Väter und Söhne, Mütter und Töchter unseres zur Zeit stark literarisch veranlagten einheimischen Geschlechts doch wohl auch heute nichts werden wird, so muß der Berichterstatter eben sehen, wie er sich sonst aus der Sache ziehen und behelfen kann.

Das Recht, den bunten Neigen der lyrischen Schöpfungen des zu Ende gehenden Jahres wie ein bannertragender poetischer Herold eröffnen zu dürfen, müssen und können wir wohl so ziemlich unbestritten unserm zürcherischen Landsmann, dem Bauerdichter Alfred Huguenberger zugestehen. Auch der freilich für den Kritiker nicht immer maßgebende stürmische Aufschwung seines prächtigen Liederbüchleins — es liegt innert Jahresfrist schon die vierte Ausgabe vor — bestätigt erfreulicherweise recht bezeichnend die hohe künstlerische Einschätzung, womit wir die treffliche neueste Gedichtsammlung unseres Poeten ehren und begrüßen möchten. Mit seinem so anspruchslosen, aber